

---

»Ein glücklicher Mensch ist zu zufrieden  
mit der Gegenwart, um sich viele Gedanken  
über die Zukunft zu machen.«  
*Albert Einstein, deutscher Physiker*

---

## 1926

»Dieses Buch ist eine Eintagsfliege.«

New York Herald Tribune,  
*US-amerikanische Tageszeitung*

Wohl selten hat ein Literaturkritiker mit seinem Urteil so danebengelegt wie 1926 derjenige der *Herald Tribune*, als er dem ein Jahr zuvor erschienenen Roman *Der große Gatsby* von Francis Scott Fitzgerald ein rasches, unrühmliches Ende prophezeite. Unwillkürlich fragt man sich, ob dem Mann nicht die Kommentare von Fitzgeralds Schriftstellerkollegen wie Gertrude Stein, Ernest Hemingway oder T. S. Eliot bekannt waren. Die hatten sich über das gesellschaftskritische Werk nämlich einmütig sehr angetan, zum Teil sogar begeistert geäußert. Und auch andere Kritiker zollten dem Roman allerhöchstes Lob und bezeichneten ihn geradezu als Synonym für die Widersprüchlichkeit des »American Dream« mit seinem dekadenten Streben nach Reichtum, Erfolg und Glück ohne jegliches Verantwortungsgefühl.

Bis heute hat *Der große Gatsby* nichts von seiner Aktualität verloren und wird immer wieder neu aufgelegt. Gymnasiasten lesen die Originalfassung im Englischunterricht und können bei der Interpretation auf eine umfangreiche Sekundärliteratur zurückgreifen. Und

dass der Roman viermal verfilmt wurde, ist für eine angebliche »Eintagsfliege« auch eher ungewöhnlich.

## 1929

**»Ich habe keine politischen Ambitionen für mich oder meine Kinder.«**

*Joseph P. Kennedy (1888–1969),  
US-amerikanischer Geschäftsmann und Diplomat*

Joseph Patrick Kennedy, Sohn irischer Einwanderer und höchst erfolgreicher Aktienspekulant, war 41 Jahre alt, als er diese, aus heutiger Sicht geradezu groteske Aussage machte. Denn schon er selbst war alles andere als unpolitisch, unterstützte er doch aktiv den Präsidentschafts-Wahlkampf von Franklin D. Roosevelt, nach dessen Sieg er zum Vorsitzenden der US-Börsenaufsichtsbehörde ernannt wurde. Außerdem fungierte er von 1935 bis 1937 als Chef der *United States Maritime Commission* (MARCOM) und ging von 1938 bis 1940 sogar als amerikanischer Botschafter nach London.

Doch noch weit mehr als er selbst taten sich seine Nachkommen in der Politik hervor. Insgesamt hatte er mit seiner Ehefrau Rose Elizabeth neun Kinder, von denen es Edward zum Senator von Massachusetts und Robert gar zum amerikanischen Justizminister brachte. Die imponierendste politische Karriere machte jedoch der zweitälteste Sohn, John Fitzgerald, der bekanntermaßen Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika wurde.

Sosehr der Name Kennedy seither mit Politik, Macht und Ruhm verwoben ist, so steht er andererseits für eine Serie grausamer Schicksalsschläge. 1941 misslang bei Joseph P. Kennedys Tochter Rosemary eine Gehirn-

operation, woraufhin sie zeitlebens behindert blieb; 1944 starb ihr Bruder Joseph Patrick jr., als sein Flugzeug über dem Atlantik explodierte; und vier Jahre später wurde auch Schwester Kathleen Opfer eines Flugzeugunglücks, diesmal über Frankreich. 1963 war ein besonderes Schicksalsjahr: Zuerst starb im August John F. Kennedys jüngster Sohn nur zwei Tage nach seiner Geburt, und im November wurde der Präsident selbst in Dallas, Texas, von einem Attentäter erschossen. Ein halbes Jahr später entkam sein Bruder Edward bei einem Flugzeugabsturz – immer wieder Flugzeuge! – nur ganz knapp dem Tod, und vier Jahre später, im Juni 1968, wurde sein Bruder Robert in Los Angeles Opfer eines Attentats. Edward verursachte 1969 einen schweren Autounfall, bei dem die Wahlkampfshelferin Mary Jo Kopechne starb; er selbst kam dabei ein zweites Mal nur knapp mit dem Leben davon. Und so ging es weiter. Edwards Sohn verlor wegen Krebs ein Bein, die Freundin von Roberts Sohn Joe erlitt bei einem Unfall eine Querschnittslähmung, und dessen Bruder David starb an einer Überdosis Drogen.

Was für ein schrecklich hoher Preis für Ruhm und Ehre.

---

»Der Blick in die Zukunft ist ein Blick  
in die Gegenwart von morgen.«

*Peter von Krusenstern,  
Künstler und Autor*

---

## 1929

»Die Aktien haben offenbar ein dauerhaft hohes Niveau erreicht.«

*Irving Fisher (1867–1947),  
US-amerikanischer Ökonom*

Noch im Sommer 2007 und damit unmittelbar vor der größten Wirtschafts- und Finanzkrise, die die Welt seit Anfang des 20. Jahrhunderts erlebt hat, lockten Anlageberater weltweit ihre Kunden mit blumigen Renditeversprechen und stellten ihnen nicht nur hohe, sondern dazu noch angeblich vollkommen risikolose Gewinne in Aussicht. Ein solches Verhalten scheint für Banker und andere Finanzexperten geradezu typisch zu sein, denn genauso handelten viele von ihnen vor dem großen Börsencrash 1929. Noch am 16. Oktober verkündete der berühmte Ökonom Irving Fisher von der Universität Yale, der Aufschwung, den die Aktienkurse in der Vergangenheit genommen hätten, werde mit hoher Wahrscheinlichkeit anhalten, die Wall Street werde nichts erleben, was auch nur im Entferntesten mit einem Crash zu tun habe.

Die Wirklichkeit sah bekanntlich ganz anders aus: Nur drei Tage nach dieser Prognose hatte der Dow-Jones-Index 15 Prozent seines Wertes verloren, und noch einmal fünf Tage später, am 24. Oktober 1929, erlebte die Finanzwelt am berühmt-berüchtigten »Schwarzen Freitag« (der eigentlich ein Donnerstag war) den bis dahin folgenreichsten Börsencrash der Geschichte, bei dem Professor Fisher selbst binnen weniger Tage sein gesamtes Privatvermögen verlor. Zur Ehrenrettung der Banker muss man allerdings anmerken, dass er dieses Schicksal nicht deren obskuren Versprechungen, sondern seinem eigenen krassem Fehltrug zu verdanken hatte.

## 1932

**»Es gibt nicht das geringste Anzeichen, dass wir jemals Atomenergie entwickeln können.«**

*Albert Einstein (1879–1955),  
deutscher Physiker und Vater der Relativitätstheorie*

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wussten die Physiker längst, dass Atome keinesfalls die kleinsten Bausteine der Materie sind, sondern vielmehr aus einem Kern mit umgebenden Elektronen bestehen. Und 1932 beschrieb der Engländer James Chadwick den Kern seinerseits als aus Protonen und Neutronen zusammengesetztes Gebilde, das durch ungeheure Kräfte zusammengehalten werde. In diesem Kern, auch das wusste man, war praktisch die gesamte Masse des Atoms vereinigt, und da nach Einsteins berühmter Formel  $E = mc^2$  Masse und Energie gleichwertig sind, musste in ihm auch die gesamte Energie stecken. Als man diese jedoch berechnete, stellte man erschrocken fest, dass ein einziges Gramm Materie theoretisch eine Energiemenge von 25 Millionen Kilowattstunden, mithin die Verbrennungswärme von 250 Eisenbahnwaggons voller Steinkohle, enthält.

Den Physikern war darum klar, was für eine gigantische Kraftquelle sich erschlösse, wenn es gelänge, auch nur einen winzigen Bruchteil der im Atomkern gespeicherten Energie nutzbar zu machen. Doch dazu wäre es erforderlich, Atomkerne zu spalten, und das hielten selbst die namhaftesten Wissenschaftler seinerzeit für vollkommen unmöglich. So erklärte denn auch der aus Neuseeland stammende Experimentalphysiker Ernest Rutherford, der durch das von ihm entwickelte Atommodell weltberühmt geworden war: »Die Energie, die durch die Spaltung eines Atoms erzeugt wird, ist

völlig unerheblich.« Unterstützt wurde er in dieser Auffassung unter anderem vom US-amerikanischen Chemie-Nobelpreisträger Robert Mulliken, der bei einem internationalen Kongress kategorisch verkündete: »Der Mensch wird es nie schaffen, sich der Kraft des Atoms zu bedienen.«

Tatsächlich sah es lange so aus, als sollten Rutherford und Mulliken recht behalten, denn in den nächsten 15 Jahren gelang es niemandem, die dem Atomkern innewohnende Energie auch nur ansatzweise nutzbar zu machen. Es überrascht daher nicht, dass selbst Albert Einstein, immerhin Vater der Relativitätstheorie und damit der revolutionären Erkenntnis der Masse-Energie-Äquivalenz, die weltweit tätigen Wissenschaftler noch 1932 mit dem oben zitierten Satz entmutigte: »Es gibt nicht das geringste Anzeichen, dass wir jemals Atomenergie entwickeln können.« Zwar gab es durchaus Experten, die die Atomspaltung grundsätzlich für machbar hielten, doch die erhofften sich davon bestenfalls eine höchst bescheidene Energieausbeute und erklärten daher wiederholt, sie hielten es für wenig sinnvoll, in dieser Richtung weiterzuforschen. Besonders krass formulierte das der gerade schon einmal zitierte und ansonsten durchaus fortschrittsgläubige Ernest Rutherford im Jahr 1933: »Die Energie, die durch Atomzertrümmerung produziert wird, ist eine armselige Sache. Jeder, der von der Umwandlung dieser Atome eine Kraftquelle erwartet, redet nur Blabla.«

Doch dann erlebten zwei Physiker exakt das Gegenteil von dem, was sie erwartet hatten. Denn als Otto Hahn und Fritz Straßmann 1938 mittels Neutronenbeschuss ein künstliches Element mit einer höheren Masse als Uran erzeugen wollten, erhielten sie zu ihrer maßlosen

Verblüffung ein Produkt, das keinesfalls schwerer, sondern deutlich leichter war als der Ausgangsstoff, nämlich Barium. Das konnte nichts anderes bedeuten, als dass sie den Atomkern des Urans mit den darauf abgefeuerten Neutronen nicht, wie beabsichtigt, vergrößert, sondern vielmehr in kleinere Produkte zertrümmert hatten. Und als sie diese wogen und feststellten, dass sie insgesamt sogar noch ein wenig leichter waren als der Ausgangsstoff Uran, war ihnen eines sofort klar: Die bei der Umwandlung verlorengegangene Masse war zu Energie geworden. Die reichte zwar höchstens aus, um ein Sandkorn ein klein wenig von der Stelle zu bewegen, aber es handelte sich ja auch nur um die Energiemenge *eines einzigen* Urankerns. Wenn es gelänge, den Vorgang zu potenzieren, indem man mit Hilfe der bei der Spaltung frei werdenden Neutronen weitere Kerne zertrümmerte und so eine Art Kettenreaktion in Gang setzte, müsste dabei eine gigantische Kraft entstehen, eine innerhalb einer millionstel Sekunde frei werdende Energie, die um das Zigtausendfache größer und damit zerstörerischer wäre als bei der Zündung jedweden Sprengstoffs.

Die Nachricht von der ersten erfolgreichen Kernspaltung verbreitete sich wie ein Lauffeuer über die Labore der Welt, aber die anfängliche Euphorie verebbte rasch, als immer deutlicher wurde, wie ungeheuer schwierig, wenn nicht gar unmöglich es sein würde, die erwähnte Kettenreaktion tatsächlich in Gang zu setzen – und das war nun einmal die Grundvoraussetzung für den Bau einer Atombombe. Denn deren Entwicklung war für Politiker und Militärs zu jener Zeit, als der Zweite Weltkrieg unmittelbar bevorstand, absolut vorrangig – an die zivile Nutzung der Atomkraft dachte seinerzeit noch

niemand. Auch nicht der britische Premierminister Winston Churchill, der das Risiko, die Nazis könnten eine solch verheerende Waffe bauen, für äußerst gering hielt. Und wenig Durchblick verriet er, als er noch 1939, also im Jahr des Kriegsausbruchs, verkündete, eine Atombombe hätte, falls sie wider Erwarten doch irgendwann funktionieren sollte, allenfalls die Zerstörungskraft der bis dahin bekannten Explosivstoffe: »Die Atomenergie mag vielleicht so gut sein wie die uns heute bekannten Sprengstoffe, aber es ist sehr unwahrscheinlich, etwas sehr viel Gefährlicheres herstellen zu können.«

Mit seiner Arglosigkeit sollte er auch lange Zeit recht behalten. Denn während sich der verheerendste Krieg aller Zeiten über die ganze Welt ausbreitete, waren zwar vor allem in den USA Heerscharen von Wissenschaftlern und Technikern fieberhaft bemüht, die Atomenergie zum Bau einer Bombe mit nie gekannter Zerstörungskraft zu nutzen, doch ihre Erfolge waren höchst bescheiden. Noch 1943 war der weltberühmte Physiker Nicola Tesla, der uns ja schon im Zusammenhang mit der Erfindung des Radios begegnet ist, vollkommen überzeugt: »Atomenergie lässt sich weder zivil noch militärisch nutzen.« Und sogar noch knapp zwei Jahre später, Anfang 1945, beteuerte der US-amerikanische Admiral William Leahy gegenüber dem ungeduldig wartenden Präsidenten Harry S. Truman: »Das ist der größte Unsinn, den wir jemals unternommen haben. Die Bombe wird niemals explodieren. Das sage ich als Bombenexperte.«

Welch verheerende Fehleinschätzung er sich damit leistete, ist allgemein bekannt. Denn nur wenige Monate später, im August desselben Jahres, fielen die ersten Atombomben auf die japanischen Städte Hiroshima

und Nagasaki und töteten auf einen Schlag etwa 92 000 Menschen. In den folgenden Monaten starben weitere 130 000 Japaner an den unmittelbaren Folgen des Bombenabwurfs, und viele, viele andere folgten ihnen noch Jahre später in den Tod. Noch nie zuvor in der Geschichte der Menschheit und auch nie wieder danach wurden die Irrtümer angeblicher Experten so brutal widerlegt wie die von Einstein, Tesla, Rutherford und Leahy.

---

»Dir kann passieren, was will, es gibt immer einen, der es kommen sah.«

*Fernandel, französischer Schauspieler*

---

## 1932

»Ravels *Boléro* betrachte ich als die unverschämteste Monstrosität, die je in der Geschichte der Musik Einzug gehalten hat.«

*Edward Robinson,*

*US-amerikanischer Musikkritiker*

Eines steht fest: Edward Robinson war bei weitem nicht der einzige Musikkenner, der mit dem höchst eigenwilligen *Boléro* von Maurice Ravel (1875–1937) nichts, aber auch gar nichts anfangen konnte. Das erstaunt nicht einmal, hatte doch der Komponist selbst zu dem 1928 uraufgeführten Werk bekannt: »Ich habe nur ein einziges Meisterwerk geschrieben, das ist der *Boléro*. Dummerweise enthält er keine Musik.« Und als man ihm erzählte, bei der Pariser Premiere sei eine Frau aufgesprungen, habe auf ihn gedeutet und geschrien: »Der ist doch ver-

rückt!«, lächelte er und meinte, die Frau sei offenbar die Einzige, die das Werk verstanden habe.

Doch gerade diese höchst ungewöhnliche, ursprünglich als Ballettmusik geschriebene Komposition, in der sich von Anfang bis Ende nur zwei Melodien, von unterschiedlichen Instrumenten aufgegriffen, unablässig wiederholen und dabei immer mehr an Lautstärke und Eindringlichkeit zunehmen, sollte eines der populärsten Musikstücke des 20. Jahrhunderts werden. Nach der amerikanischen Premiere war Ravels Name denn auch in aller Munde, der *Boléro* machte ihn bekannter als all seine anderen in den vier Jahrzehnten zuvor komponierten Werke zusammengenommen. Sechs Schallplattenaufnahmen erschienen fast gleichzeitig, und schon bald gab es Bearbeitungen für Jazzbands sowie für viele andere Instrumente, sogar für Soloharmonika.

Zusätzliche Popularität erhielt der *Boléro* als mystische Untermalung erotischer Szenen im Spielfilm *Zehn – die Traumfrau* mit Bo Derek sowie als Begleitmusik zur Goldmedaillen-Kür des britischen Eistanzpaars Jane Torvill und Christopher Dean bei den Olympischen Winterspielen 1984 in Sarajevo. Mit Sicherheit hatten die beiden sich ganz genau überlegt, warum sie nicht nach Tschaikowskys melodiösen Ballettweisen oder einer lieblichen Mozart-Serenade, sondern ausgerechnet nach der »unverschämten Monstrosität« eines verrückten Franzosen über das Eis wirbelten.

---

»Akzeptiere die Diagnose, aber  
nicht die Prognose.«

*Dr. Ebo Rau, deutscher Mediziner*

---